

## Nachruf

### Helmut „Herb“ Runge, 03. Februar 1937 – 16. Januar 2017

„De mortuis nil nisi bene“ – über die Toten nichts, wenn nichts Gutes wussten schon die alten Lateiner.

Im Fall von Helmut „Herb“ Runge würde es auch schwer fallen, irgendwas Schlechtes über ihn zu sagen. Sicher, auch er war nur ein Mensch und hat in seinem Leben ganz gewiss einige Dinge nicht so richtig gut gemacht, aber eines war er ganz bestimmt nicht: ein bössartiger Mensch. Im Gegenteil. Wenn von Herb die Rede ist, dann geht es um Lebensfreude, Lachen, Fröhlichkeit, Freundlichkeit – und vor allem: Musik. Herb mochte es nun mal munter und heiter.

Die alte Weisheit „Ernst ist das Leben, heiter die Kunst“ (Friedrich Schiller, „Wallenstein“) – er führte sie quasi ad absurdum, denn nicht nur seine Kunst war heiter. Auch im Leben mochte er es fröhlich und möglichst unbeschwert. „Ich hab in meinem Leben eigentlich immer Glück gehabt“, sagte er mal Ende 2015.

Geboren wurde Helmut Runge am 3. Februar 1937 im Berliner Arbeiterbezirk Wedding. Allzu lange wuchs er dort nicht auf. Vater Kurt erhielt eine Stelle bei einer Tageszeitung in Cottbus, die Familie – Vater, Mutter und Sohn Runge – zog um, der Vater bald weiter. Zunächst in den Krieg, der ihn erst ins masurische Rastenburg führte, dem heutigen Kętrzyn (Aussprache: Kentren) unweit von Hitlers Führerhauptquartier Wolfsschanze, bis ins lettische Riga - und letztlich fort von seiner Familie. Nach dem Krieg kehrte er nicht zurück, ließ sich in der jungen Bundesrepublik nieder, heiratete nochmal, zeugte zwei Kinder.

Helmut kannte seinen Vater hauptsächlich durch die wenigen Frontbesuche und Feldpostkarten. Auf einer gratulierte Kurt seinem Sohn im Jahr 1942 zum 4. statt zum 5. Geburtstag. Da war es auch mit der Beziehung zur Mutter schon nicht mehr zum Besten bestellt wie eine andere Feldpostkarte aus jenen Tagen dokumentiert.

Nachdem klar war, dass der Vater nach Kriegsende nicht mehr zu Mutter und Kind zurückkehren würde, hielt es Charlotte Runge nicht mehr in Cottbus. Kurz nach Kriegsende machte sie sich mit dem achtjährigen Helmut auf den Weg zurück nach Berlin. Zu Fuß. Auf diesem Weg begegneten ihnen zwei sowjetische Soldaten. Mutter Runge, um das Weiterkommen, die eigene Unversehrtheit und ihren Sohn besorgt, bot den beiden ihre letzten zwei Ringe an. Die Soldaten lehnten ab und signalisierten Charlotte und Helmut, ihren Weg fortzusetzen. „Dit musste Dir ma vorstelln...“

Viele Jahre später, als Helmut als Musiker erfolgreich war, suchte der Vater ihn nach einem Konzert auf und sprach seinen Sohn auf Geld an. Daraufhin brach der Sohn den Kontakt unwiderruflich ab.

Die Verbindung von Helmut und seiner Mutter war sehr innig, aber auch nicht frei von Spannungen. Der Junge muss ein wahres Energiebündel gewesen sein, weswegen sie ihn zum Schwimmen brachte. Im Schwimmbecken schaut man vor allem nach unten, gelegentlich nach vorne und konzentriert sich auf rechtzeitiges Wenden und die regelmäßige Atmung. Konzentration, ein gewisser Rhythmus und Timing sind wichtig beim Schwimmen. Helmut schaute jedoch lieber dorthin, wo es für ihn nach seinem Dafürhalten immer hingehen sollte: nach oben. Dorthin, wo Luft war, der Atem frei. Einengung jeglicher Art empfand er als Gräuel. Insofern war es wohl kein Wunder, dass er es ausgerechnet in der Disziplin Rückenschwimmen im Juli 1952 als Starter für den L.V. Aufbau bei den Berliner Meisterschaften zu zwei ersten Plätzen über 100 und 200 Meter brachte. Wenn ihn das Schwimmen was gelehrt hatte, dann Atmung, Konzentration und Timing. Für einen Musiker unabdingbar.

Auf Wunsch der Mutter lernte Helmut nach seinem Schulabschluss trotzdem erstmal „was Anständiges“ und absolvierte ab September 1952 eine Lehre als Elektriker bei der Firma Elektro Installationen Willi Pankrath in der Schwartzkopffstrasse. Helmut's Bemühen dürfte nicht eben von sonderlicher Heiterkeit, sondern eher von Einsicht in Notwendigkeit geprägt gewesen sein, die Lehre eine Gefälligkeit gegenüber seiner Mutter. Dem Magistrat von Gross-Berlin waren seine Ausbildungsbemühungen drei Jahre später im schulischen und praktischen Bereich immerhin doch ein „ausreichend“ wert.

Egal. Hauptsache fertig. Nachdem er mit der illuminierenden Elektrifizierung eines Schweinestalls sein Gesellenstück als Elektroinstallateur abgelegt hatte, widmete er sich endlich dem, was ihn selber längst elektrisiert hatte – der Musik.

Das Instrument stand fest. Trompete musste es sein. So spielen können wie Louis Armstrong. Ohne Noten. Das war Helmut's Ziel. Ab jetzt war sein Leben nur noch die Musik. Täglich sieben Stunden üben im Keller des Konservatoriums, irgendwann die ersten Auftritte, die ersten Gagen, die noch als Bierlagen gezahlt wurden. Die alte „Eierschale“, die sich damals noch am Breitenbachplatz befand, das Ballhaus Resi in der Hasenheide – wenn es galt die Menschen zum Tanzen zu bringen, war Helmut zur Stelle, denn mit der Leidenschaft für Jazz? „Na ja... da wirste arm“, sagte er mal. Die Gagen gab es eben für Tanzmusik.

Nicht nur der Blick ging weiter nach oben, auch die Karriere. Er wurde Arrangeur des RIAS-Tanzorchesters, schrieb Eigenkompositionen, er bekam zunehmend das, was man einen Namen nennt. In West-Berlin.

Aber als leidenschaftlicher Jazzmusiker, der man eigentlich ist, möchte man ja doch auch mal dahin, wo die Musik herkommt, die man spielt – den Sehnsuchtsort mit eigenen Augen und Ohren erkunden. Der Blick ging zwangsläufig über den sprichwörtlichen großen Teich. Dorthin, wo Louis Armstrong ins gleiche Instrument blies. Wo die anderen großen Idole wie Frank Sinatra oder Lionel Hampton begeisterten. Nur, wie dort hinkommen? Die Gagen als Musiker wurden zwar üppiger, aber nach Jahren des Darbens war Helmut, der sich irgendwann den Künstlernamen „Herb“ aus Verehrung für den zwei Jahre älteren amerikanischen Trompeter Herb Alpert zugelegt hatte, alles andere als sparsam.

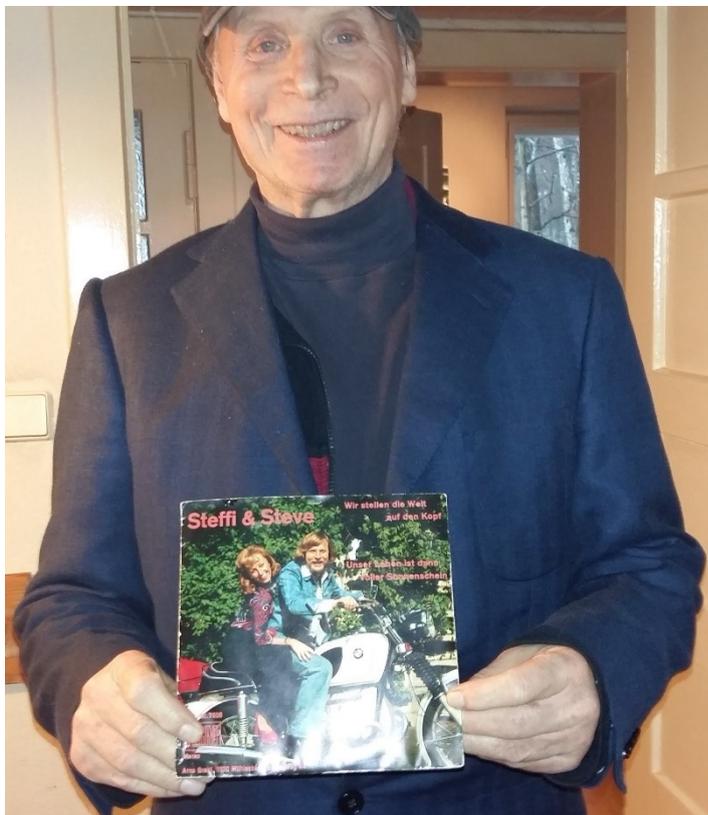
So heuerte er im Herbst 1964 erstmals auf der TS Bremen an. In seinem Seefahrtbuch steht „Inhaber ist angemustert als Musiker“ und unter der Angabe Fahrtgebiet „Große Fahrt“ – das musste irgendwann doch mal ans Ziel führen und brachte ihn zwar nicht direkt zu Louis Armstrong, aber immerhin in die Karibik und nach Florida. Bis 1970 führten ihn weitere große Fahrten mit der TS Hanseatic unter anderem in die Sowjetunion, die Türkei und Italien. Was für ein großartiges Leben muss das gewesen sein? Tagsüber der blaue Himmel über dem Atlantik, dem Schwarzen Meer, dem Mittelmeer, der Blick frei, nachmittags vielleicht eine Probe und abends tanzten die Passagiere in edlen Roben zu seiner Musik. Unbeschwertheit pur und ein Leben wie das Wetter – heiter und sonnig, ganz wie er selber.

Irgendwann hatte „Herb“ die 30 überschritten und natürlich hatte es auch Frauen in seinem Leben gegeben. So gab es mal irgendwann ein „Frl. Jutta (dünne Beine)“, die in der „Eierschale“ arbeitete. Vielleicht war sogar sie diejenige welche, um die er zunächst warb und der er später doch den Laufpass gab, denn auf See musste er irgendwo von unterwegs mit einer Freundin in Berlin Schluss gemacht haben. Am 30. April 1970 schrieb er jedenfalls auf einer Postkarte an seine Mutter: „Falls Dir ein Mädels irgendwelche Sachen bringt. Nehme es nicht so tragisch. Ich war eben im heiratsfähigen Alter und werde es nun tun. Es ist zwar ein Amigirl, aber ich bin superverliebt. Werde Dir bald mehr schreiben. Ich sehe sie nur noch 33 Tage. Dann 4 Monate nicht mehr. Alles Mist. Bis bald H.“

Das „Amigirl“ hieß Allene, zum Jahreswechsel 1970/71 kündigte er die gemeinsame Ankunft in Tempelhof an und dass es zum Abschied vor ihrer Rückkehr in die Staaten nochmal ein großes Händeschütteln in ihrem Haus gäbe. Dann war die Liebe erloschen. Mutter Runge dürfte es recht gewesen sein und sie hatte wohl auch ihren Beitrag dazu geleistet, denn sie fand den Gedanken ihres Sohnes in die USA auszuwandern alles andere als sympathisch.

Zu einer Heirat kam es auch später nicht. Eigentlich war das für ihn sowieso immer ausgeschlossen. Schon gar nicht „mit Pferdekutsche und Blechdosen im Schlepptau übern Kudamm“. Dafür war er nicht zu haben. Überhaupt: wozu heiraten? Er war doch eh längst vergeben. Die Musik war seine große Liebe – dahinter würde und spielte letztlich jede Frau immer die zweite Geige oder in seinem Fall: die zweite Trompete. Herb und sich binden? Er bekam ja schon Beklemmungen, wenn eines seiner geliebten Sakkos zu eng saß.

Nichtsdestotrotz. Ab 1972 gab es Steffi in seinem Leben, eine junge Schlagersängerin. Beruf und Liebe sollten nun einige Jahre Hand in Hand gehen. Auf einer Single-Veröffentlichung sangen sie als Steffi & Steve gemeinsam „Wir stellen die Welt auf den Kopf“.



(c) Christian Daug, 2016

Dazu kam es zwar nur musikalisch, denn die Liebe ging irgendwann aus, aber die beiden blieben einander bis zuletzt beruflich und freundschaftlich verbunden. Ebenso verhielt es sich später mit Sabine und Inga. Alle Beziehungen hielten lange, aber waren letztlich nicht wirklich von Dauer. So liebenswürdig er auch war – im heutigen Zeitalter von facebook-Profilen würde der Beziehungsstatus wohl lauten: „Es ist kompliziert.“ Vor allem mit einem Berufsmusiker, der seine Berufung eben hauptsächlich in seiner Musik sieht und weniger in dem gleichfalls nötigen Papierkram, der mit Engagements verbunden ist. Steuern? Abrechnungen? „Dit macht allet Steffi-Sabine-Inga.“ Wie gesagt: Herb war mit seiner Musik verheiratet. So souverän und sicher er auf der Bühne die Zügel seiner Bands in den Händen hielt – so locker ließ er sie im Leben schleifen. Da brauchte er

jemand, der ihn an die Hand nahm. Als Partnerin kann man sich zwar viel kümmern – aber zwei Leben sind dann doch eines zu viel. Daran scheiterten letztlich alle seine Beziehungen.

Beruflich wurden es sehr heitere und erfolgreiche 70er Jahre. Nicht zuletzt die ZDF-Hitparade mit Dieter-Thomas Heck entpuppte sich als Karrieresprungbrett. Die ging damals noch auf Tournee durch deutsche Lande und hatte Stars im Schlepptau wie Peter Petrel, Cindy und Bert, Jürgen Marcus, Bernhard Brink, Chris Roberts und den jungen Jürgen Drews. „Die janzen Schlagerfuzzis, weëste...“ amüsierte er sich noch Jahrzehnte später.

Ab Anfang der 80er Jahre bespielte die Herb Runge Band fast 20 Jahre den Berliner Presseball, es gab Auftritte mit Lou van Burg und Billy Mo in der Waldbühne, mit Vico Torriani trat die Band

unter Leitung von Herb in der Philharmonie auf. Auf die eigenen Auftritte mit seiner Big Band im „Zirkus Karajani“ war er besonders stolz. Dazu kamen Engagements bei Tanzturnieren, Sechstagerennen, mehrere Male für den Kölner Tuntenball, den ADAC-Ball, Ärzteball, Juristenball – kaum eine Großveranstaltung, bei der Herb mit seiner Band nicht für ausgelassene Stimmung und tanzende Beinpaare sorgte.

Es muss eine geradezu atemlose Zeit für ihn gewesen sein. Dabei braucht doch gerade ein Trompeter seine Luft zum Spielen. Er arbeitete im Akkord, schrieb, komponierte, arrangierte, nahm auf, immer wieder Auftritte, die er genauso brauchte wie die Luft zum Atmen und den Applaus. Auf der Bühne war er ganz bei sich und seinen Musikern. Wahrscheinlich war er gerade dort am allermeisten er selbst. Wie ausgefeilt seine Arrangements waren, kann man heute noch auf seinen CDs hören. Selbst einen modernen Klassiker wie Ravels „Bolero“ hat vor und nach ihm wohl kaum jemand dermaßen elegant und verspielt zum Swingen gebracht.

Ein Agent oder Manager hätte ihm den Rücken freihalten können, aber so jemand macht das ja nicht kostenlos. Überhaupt: jemand, der ihm sagt, wie die Dinge laufen? Undenkbar für Herb. Er war der Band Leader und seine Band sollte so präzise spielen wie ein Schweizer Uhrwerk. Dafür war nur er verantwortlich und sonst niemand.

Irgendwann reichte das Geld für ein eigenes Musikstudio am Reichpietschufer.

Die akribische Arbeit blieb auch Harald Juhnke nicht verborgen – genau wie Herb ein Junge aus dem Wedding. Um 1982 trafen die beiden bei einer Veranstaltung in der Waldbühne aufeinander und seither waren Herb und seine Band die bevorzugte Begleitung des „Crooners von der Spree“,



(c) Sabine Schubert, ca. 1991

Herb wurde „der Mann hinter Harald Juhnke“.

Sogar in Plänen für ein gemeinsames Konzerthaus mit Namen „Chez Harald“ schwelgten die beiden. Sie verstanden sich nicht nur beruflich hervorragend, sondern auch privat. Eine Gemeinsamkeit verband sie. So professionell und akribisch sie beide auf ihre Weise auch auf der Bühne waren – so gut konnten sie nach getaner Arbeit „los lassen“. Da waren sie gewissermaßen Brüder im Geiste.

Wenn die Musiker bezahlt waren, trug Herb die Gagen gerne in seine Stammkneipen. Sein Belohnungszentrum in eigener Sache war äußerst großzügig. Er hatte schließlich hart dafür gearbeitet – und wenn das Geld aus war? Kein Problem. Der Vertrag für das nächste Engagement war doch schon unterschrieben. Selbst für die eine oder andere Tankstelleneröffnung war er sich nicht zu schade. Bühne war Bühne und Gage war Gage. Er war Profi durch und durch. Ausschlafen. Aufstehen. Auftreten. Strahlemann Herb. Fertig.

Er war doch wer. Er hatte schließlich zusammen mit seinem Freund Harry James Kasper die Musik komponiert, mit der am 1. Oktober 1984 der letzte Streckenabschnitt der U-Bahnlinie 7 nach Spandau eröffnet wurde. „Laß uns mal nach Spandau fahr'n“ hieß der Song. Sein alter Freund Bert Beel hatte dazu den Text geschrieben und eingesungen. Die silberne Schallplatte, die zu diesem Tag veröffentlicht wurde, hing bis zuletzt säuberlich gerahmt in seiner Zehlendorfer Wohnung. Zur Eröffnung des letzten U-Bahnteilabschnitts war sogar der damalige Bundeskanzler Helmut Kohl gekommen.

Er wurde sogar noch mehr wer - und wieder weniger. 1989 übernahm er die Leitung der BSR Big Band, aus der er einen äußerst respektierten Klangkörper formte. Gegen alle Widerstände brachte er die Teilzeitmusiker der Berliner Stadtreinigungsbetriebe in Form. Da konnte der Bund der Steuerzahler Mitte der 90er Jahre noch so mosern – was waren schon 800.000 DM im Jahr an Kosten gegen die Freude der Menschen, die ihm und der Band auf über 100 Bällen und Veranstaltungen deutschlandweit im Jahr entgegenschlugen? Lief doch alles blendend. Die Menschen kamen zahlreich zu den Bällen, tanzten, das Geld floss – wo war denn das Problem? Dass die Band mit ihren Engagements und CD-Verkäufen „vermehrt Geld“ einspielte, verding in der Politik irgendwann nicht mehr.



(C) Hartwig Klappert, Monopol Records, 1993

Es war offenbar zu wenig. 1998 kam das Aus. Da war Herb 61 Jahre alt. Bis zur Rente war es noch ein wenig hin. Was nun?

Musiker kannte er zur Genüge. Nun lauteten seine Auftrittsorte Holst am Zoo, Rickenbackers oder Kammerspiele Kleinmachnow. Nicht mehr die große weite Welt, nicht mehr die großen Säle, aber er war weiterhin Profi durch und durch. Die Musik musste stimmen, auch in kleineren Besetzungen. Er hatte einen Ruf. Es blieb nur nicht viel übrig, um die Rente aufzubessern. Sein Belohnungszentrum in eigener Sache war immer noch sehr großzügig.

Der Übergang ins Rentnerdasein war schleichend, die Aufträge nur noch sehr sporadisch. 2003 komponierte und spielte er einen Song für Hertha 03 Zehlendorf zum 100jährigen Vereinsjubiläum ein. Der Song erschien in kleiner Auflage. Der damalige Präsident Otto Höhne

hatte ihm das vermittelt. Es dürfte eine Kosten-Nutzen-Rechnung gewesen sein. Nichtsdestotrotz: Herb war stolz wie Bolle.

Später schrieb er auch noch einen Werbesong für die „Berliner Tafel“. Deren Chefin Sabine Werth war Ende 2007 auch unter den Gästen bei seinem Konzert zum 50jährigen Bühnenjubiläum.

Dann war irgendwie Schluss mit lustig. Ihm fehlte einfach eine Steffi, eine Sabine oder eine Inga – eben einfach jemand, der die Dinge in die Hand nahm und organisierte. Das Studio am Reichpietschufer hatte er schon längst aufgegeben, irgendwann verkaufte er sein Auto und auch seine geliebte Fanfarentrompete bot er dem Berliner Musikinstrumentenmuseum zum Kauf an. Seine Kreise wurden kleiner.

Er kümmerte sich um Bärbel. Sie wohnte in seiner Nachbarschaft. Man kannte sich. Zum ersten Mal in seinem Leben kümmerte sich Herb um einen anderen Menschen. Warum? Na, irgendwas musste er ja machen. Er war rührend mit ihr, ging mit ihr einkaufen, kochte für sie. Nachdem Bärbel gestorben war, mied er jedoch die Beerdigung. Mit dem Sterben hatte es das lebenslustige Sonnenkind nicht so und in den Jahren zuvor zu viele langjährige Freunde auf ihrem letzten Weg begleitet. Er hatte keine Lust, nur noch an Gräbern Trompete zu spielen.

Es wurde einsamer um ihn. Seine Stammkneipe schloss, der Wirt betrieb zwar noch eine weitere, nur eine U-Bahnstation entfernt, aber das war ihm schon zu weit. Immer seltener traf man ihn in der Zehlendorfer Ladenstraße, gesundheitlich ging es bergab, die Kontakte wurden weniger. Schlimm für jemand wie ihn, der Gesellschaft immer mochte.

Ende 2014 machte das Herz Probleme. Die Ärzte checkten ihn durch und stellten fest, dass nicht nur das Herz angegriffen war, sondern auch der Kopf. Wer ihn länger kannte, hatte längst bemerkt, dass Herb nicht mehr so richtig gut beieinander war, aber nun wurde aus der Ahnung Gewissheit. Demenz. Die Folgen seiner jahrzehntelangen, oftmals sehr exzessiven „Selbstbelohnung“.

In seinem Grundwesen war er unverändert – aber sein Körper und sein Geist machten immer weniger mit.

Da er keine Verwandten hatte, wurde er nun unter amtliche Betreuung gestellt. So jemand kümmert sich um die finanziellen Angelegenheiten, hat das Aufenthaltsbestimmungsrecht für seinen Schützling, sucht einen ambulanten Pflegedienst aus und gewährleistet auf diese Weise, dass ein Mensch in seiner vertrauten Umgebung bleiben kann. Solche Sachen eben. Auch der Besuch in einer Seniorentagespflegestätte wurde organisiert. Dreimal wöchentlich wurde er abgeholt, war dort unter Menschen, die aber wie er mehrheitlich dement waren. Die Tage, an denen der Musiktherapeut in die Einrichtung kam, fand er eigentlich immer ganz gut, „aber der spielt ja immer dieselben ollen Kamellen“. Als der ihm auch noch gestand, keine Noten lesen zu können, war er bei Herb erstmal unten durch. „Ein Musiker, der keine Noten kann – wo gibt’s denn so was?“ Wie so vieles vergaß er auch das irgendwann.

Kurz nach Pfingsten erlitt er dort einen Herzinfarkt. Schnell konnte er versorgt werden, bekam im Krankenhaus einen Schrittmacher, war bereits nach einer Woche wieder zu Hause, aber wirklich gut ging es ihm nicht mehr. Immer schwerer fand er die Worte für Dinge, die er gerne erzählen wollte, Zeitabfolgen gerieten ihm durcheinander. Zunehmend war er schwerer zu verstehen, wenn er was erzählte. Er, der doch mal so eine schöne, klare und sonore Stimme hatte.

Immer wieder büxte er aus. Die langjährigen Nachbarn waren zur Stelle, wenn er nachts mal wieder in seiner Wohnung um Hilfe rief, weil er hingefallen war, aber sie waren eben auch nicht mehr die Jüngsten.

Sie schrieben mit den anderen Hausbewohnern einen Brief an die amtliche Betreuung, aber zwischen „organisieren“ und wirklich „kümmern“ besteht ein fundamentaler Unterschied. Eine mögliche Selbstgefährdung wurde abschlägig beschieden – die Realität lieber ausgeblendet. Hätte ja auch Mühe bereitet, sich selber ein Bild zu machen.

Anfang Oktober verließ Herb zum letzten Mal seine Wohnung. Er stürzte nur unweit einer alten Freundin in der Nachbarschaft, die er wohl aufsuchen wollte. Jemand rief den Notarzt. Der Sturz ging vergleichsweise glimpflich aus. Eine Kopfplatzwunde und ein paar Schürfwunden an Armen und Beinen. Im Klinikum päppelten sie ihn wieder auf, aber so konnte es nicht weitergehen. Er kam woanders auf eine gerontopsychiatrische Station – gewissermaßen ein „Parkhaus“. Von dort ging es Ende November in ein betreutes Wohnen. Das Apartment war frisch gemacht, auch der Balkon. Aber Herb fand sich dort nicht zurecht, war nervös, zerstreut, wollte weg. Wohin auch immer. Damit es „nicht so leer aussieht“ hatte seine amtliche Betreuung veranlasst, dass ihm sein Mischpult samt der alten Lautsprecher reingestellt wurden. Dazu auch noch sein alter Fernseher, der schon längst den Geist aufgegeben hatte. Seine Waschmaschine wäre zwar nötiger gewesen, aber das Pflegepersonal wusch eben einfach bei anderen Mitbewohnern mit, wenn deren Maschinen nicht ganz voll waren.

Um die andere Wäsche kümmerte sich Inga. Ohne sie hätte er sonst gar nichts mehr gehabt. Zwei Anzughosen, eine Jeans am Leib, ein halbes Dutzend Hemden und Pullover, Socken, die nicht zueinander passten und ca. acht Unterhosen mussten ihm bis zum Lebensende reichen. Soviel sieht die Menschenwürde in Deutschland offenbar vor. Dabei war der Kleiderschrank in seiner Wohnung proppenvoll. Von seinen geliebten Sakkos fand sich kein einziges, lediglich ein paar Jacken und Anoraks für alle Jahreszeiten. Wohin die anderen Sachen aus seiner Wohnung sind? Mit dem alten Mischpult in seinem Apartment konnte er nichts anfangen. Inga zeigte es ihm, aber er zuckte nur mit den Schultern. Die Pflegerin, die gerade frisch aus dem Urlaub kam, nannte ihn der Einfachheit halber „Mäuschen“, genauso wie die vier anderen alten Damen, die dort im Gemeinschaftsraum so vor sich hin vegetierten, erwartungsvoll in die Gegend glotzten und darauf warteten, dass irgendwas passieren würde. Was auch immer. Herb ließ wenigstens schon mal eine Untertasse fallen. Aus Versehen. „Ach, Mäuschen...“ – und die anderen „Mäuschen“ glotzten.

Heiligabend des letzten Jahres wurde Herb ins Krankenhaus eingewiesen. Diagnose: Lungenentzündung aufgrund einer Sepsis, ausgelöst durch Krankenhauskeime. Folge: Intensivstation, isoliert. Beim Besuch war das volle Programm fällig. Einmalkittel, Gummihandschuhe, Mund- und Nasenschutz.

Gut drei Wochen lag er dort, war kaum bis gar nicht ansprechbar, zeitweise hatte man ihm einen Arm fixiert, um zu verhindern, dass er sich einen der Schläuche zieht. Ausgerechnet ihm, dem früher schon ein zu eng sitzendes Sakko...

Der behandelnde Oberarzt sagte, man würde alles Menschenmögliche und medizinisch sinnvolle tun. Ein „aber“ schwang in seiner Stimme mit.

Nach 3 Wochen wurde Herb auf eine andere Station verlegt. Zunächst schien es eine gute Nachricht zu sein. Nach einem Tag war klar: die Ärzte hatten ihn schlicht aufgegeben. Vier Tage später ließ er los. Der Trompeter hatte zum letzten Mal ausgeatmet. Gute zweieinhalb Wochen später wäre er 80 Jahre alt geworden. Eigentlich sollten es 100 werden. So hatte er sich das gedacht.

Zu seiner Beerdigung Ende Februar schien die Sonne zum ersten Mal in diesem Jahr geradezu frühlingshaft warm. Ein Wetter wie bestellt für den Strahlemann. Über 60 Freundinnen, Freunde, Mitmusiker, Weggefährten und Nachbarn nahmen Abschied von ihm – natürlich auch seine drei nie geheirateten „Witwen“ Steffi, Sabine und Inga. Zwei Musiker spielten für ihn. Es war eine würdevolle Beisetzung auf dem Domfriedhof in Mitte, nur wenige Steinwürfe entfernt von seinem früheren Wohnort in der Prinzenallee und seiner ersten Lehrstelle. Ein Trost für alle, diese „Heimkehr“.

Anschließend trafen sich nochmal über 20 Personen beim Wirt seiner alten Stammkneipe. Es war munter. Ein langjähriger Freund hatte Collagen mit Fotos aus seinem Leben zusammengestellt. In gewisser Weise war Herb auf diese Weise nochmal dabei und alle waren sich einig: es hätte ihm gefallen.

**© Christian Daus, 2017 – Weitergabe im privaten Bereich erlaubt, kommerzielle Nutzung, auch auszugsweise, nur auf Anfrage.**